

Zeitschrift: Werdenberger Jahrbuch : Beiträge zu Geschichte und Kultur der Gemeinden Wartau, Sevelen, Buchs, Grabs, Gams und Sennwald
Herausgeber: Historischer Verein der Region Werdenberg
Band: 26 (2013)
Rubrik: Spuk und Gespenster : von tanzenden Irrlichtern und Poltergeistern

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

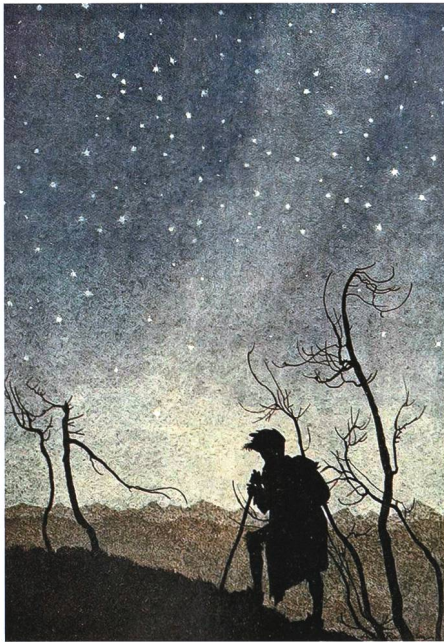
Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 01.04.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Von tanzenden Irrlichtern und Poltergeistern



Unzählig sind die Sagen, die von Verstorbenen erzählen, deren Seelen keine Ruhe finden – sei es, weil sie sich selbst das Leben genommen, sei es, weil sie auf Erden eine schwere Schuld auf sich geladen haben. In vielerlei Gestalt suchen sie die Lebenden heim, erschrecken oder quälen sie. Aber fast immer gibt es bewährte Mittel, um sich vor ihnen zu schützen. Die findet man in Zauberbüchern, aber auch in den Erzählungen der alten Leute. Manch ein greises Mütterchen weiss davon mehr als der gelehrteste Herr Pfarrer.

Irrlichter und brennende Seelen

Irrlichter oder Irrwische sind nach dem Volksglauben seltene Leuchterscheinungen als Flämmchen, die in Mooren oder auf sumpfigem Land als Zeugen von Geistern oder als brennende See-

Kapitelüberblick

- **Der Surberger hat recht** (Grabs). Ein schuldiger Büsser geistert auf Schloss Werdenberg.
- **Das Kettenrasseln am Rhein** (Sennwald). Verurteilte und hingerichtete Rheinmüller rasseln mit Ketten.
- **Aus dem Tritt geraten** (Wartau). Wilde Lichter sind die Geister von im Leben gescheiterten Menschen.
- **Der Raubmord am Gamser Berg** (Gams). Der gutmütige Geist eines Ermordeten kann gebannt werden.
- **Das Fuhrwerk im Schutzgunten** (Gams). Ein Geisterfuhrwerk rumpelt auf der Wildhauser Strasse.
- **Der wilde Geissler und der wilde Faser** (Wartau). Die Faulheit von Hirten muss gebüsst werden.
- **Gitzili! Gitz-Gitz!** (Wartau). Vater und Sohn hören den Wilden Geissler während eines Sommergewitters.
- **Der Holzchnoschi auf der Obetweid** (Gams). Der Holzchnoschi schreckt nachts die Ziegen.
- **Der Holzchnoschi im Loch** (Gams). Der Holzchnoschi stört die Nachtruhe in der Alp Loch.
- **Nächtliche Musik** (Wartau/Sargans). Geister tanzen im Althuis auf der Alp Palfris.

len – oft von ungetauft verstorbenen Kindern – beobachtet werden können. Sie sind dem Freundlichen gegenüber gutmütig, den Unfreundlichen aber führen sie in den Sumpf oder bringen ihm Krankheit und Tod – ihre Erscheinung macht deshalb unruhig. Nicht

- **Der Tanz auf Palfris** (Wartau). Fahrlässige Hirten müssen ihr sorgloses Treiben als Geister fortsetzen.
- **Der faule Senn auf Arlans** (Wartau). Ein fauler Senn geistert als Sisyphos auf einer Wartauer Alp.
- **Der Falmaaⁿ auf Altsess** (Sevelen/Buchs). Die Schädigung einer Witwe führt zur gerechten Strafe.
- **Der wilde Senn** (Buchs/Sevelen). Ein geisterhafter Senn zieht mit seinem Fasel über die Sennhütten.
- **Der Melkstuhl** (Buchs/Sevelen). Ein Handbub begegnet auf Altsess-Obersess dem wilden Senn.
- **Die Urschle vom Inggarnol** (Buchs/Sevelen). Eine nächtliche Erscheinung verführt junge Äpler.

Zur Abbildung am Textanfang: In vielerlei Gestalt suchen die ruhelosen Seelen jener, die im Leben schwere Schuld auf sich geladen haben, die Lebenden heim – als Irrlichter, als brennende Seelen, als Poltergeister oder wilde Sennen. Illustration von Arthur Rackham zu John Miltons Drama «Comus», um 1920.

Public-Domain-Bild

nur die Frau des aus dem Tritt geratenen Mannes findet den Tod, sein ganzes Gut geht mit ihm unter, und er sucht ihn als letzte Lösung selber. Die dramatisch ausgeschmückte Bestrafung des unsteten Lebenswandels dürfte im Zusammenhang mit der in den

Sagen so häufig vorkommenden heiligen Dreizahl stehen: Das Kind wird verwöhnt, es erkrankt und stirbt, die Mutter wählt den Freitod. Alle diese armen Seelen müssen ewig als Irrlichter umgehen und können nicht erlöst werden.

Poltergeister und Kettenrasseln

Gespenster verursachen in gewissen Häusern in der Nacht oft ein höllisches Gepolter; sie schlagen die Türen auf und zu und werfen an die Wände, was umherliegt. Nächtliche Spukerscheinungen dieser Art werden von abergläubischen Leuten als Poltergeister bezeichnet, weil sie nicht nur Lärm, sondern oft auch Zerstörung bewirken. Wenn Häuser, in denen ein böser Geist dieser Art hauste, verkauft wurden, galten sie oft viel weniger als andere Gebäude. Ketten und Kettengerassel sind Begleiterscheinungen weiterer Geister, womit auf ihre Gefährlichkeit hingewiesen werden soll. Viele Poltergeist-Erscheinungen stellen sich bei genauer Untersuchung als Schabernack heraus oder lassen sich auf Naturphänomene wie Wind- und Wettereinflüsse zurückführen.

Der alpine Sisyphos

Das Sagenmotiv vom Hirten, der eine ihm unbequeme Kuh zu Tode fallen lässt, steht im Werdenberg nicht einzeln da: Auf der sarganserländischen Alp Fursch begeht ein Senn die gleiche Untat – ebenso auf der Alp Gritsch am Augstenberg in Liechtenstein – und erhält eine gleiche oder ähnliche Strafe. Die Kuh gehört auch dort einer armen Witwe, was des Sennen Frevel noch vergrößert. Die Bedeutung des Rindes vor allem für die arme Familie als lebendes und überlebenswichtiges Kapital wird in der Volkserzählung verbreitet hervorgehoben.

Das Motiv für die Strafe des *Falmaa*ⁿ, eines alpinen Sisyphos, dürfte in der griechischen Mythologie zu suchen sein: Sisyphos hatte die Pläne des Gottes Zeus verraten, weshalb er zur Ahndung in der Unterwelt einen Felsblock einen steilen Hang hinaufrollen muss.



Die Schiffmühlen im Rhein – die oberste befand sich zwischen Bendern und Haag – galten als Treffpunkt von allerhand lichtscheuen Gestalten. Foto Hans Jakob Reich, Salez

Kurz bevor er das Ende des Hangs erreicht, entgleitet ihm der Stein jeweils, so dass die Mühe wieder von vorne beginnt. Man bezeichnet deshalb Aufgaben, die trotz grosser Mühe so gut wie nie erledigt werden können, als «Sisyphosarbeit».

Wilde Sennen und erotische Phantasien

In den alten Darstellungen kommt dem *wilden Mann* oder auch dem *wilden Senn* eine bildhafte Bedeutung zu. Er steht für die bedrohliche Natur, aber auch für die als urtümlich empfundenen charakterlichen Merkmale von Männern. Der wilde Mann mutiert im Mittelalter von einem Urbild des Chaos zu einem Sinnbild für die eher erstrebenswerten Charaktereigenschaften wie Kraft und Mut.

Die Hirten und Sennen auf den hoch gelegenen Alpweiden waren während der rund hundert Tage, die der Alpsummer dauert, meistens allein oder unter Schicksalsgenossen. Dass neben der strengen Arbeit auch die langen Abende in der reinen Männergesellschaft die Einbildungskraft beflügel-

ten, ist verständlich. Die Phantasien über die Verlockungen des weiblichen Geschlechts in der Abgeschiedenheit dürfte auch in der sündhaften Gestalt der *Inggarnol-Urschle* Ausdruck gefunden haben. Ihr verwerfliches Wirken zeigt sich weniger im Eindringen in eine Männerdomäne mit der amazonenhaften Tätigkeit als Wildheuerin, sondern vielmehr in der erotischen Verführung, einem Bereich, dem sich «anständige» Menschen nach der religiösen Sittlichkeit nicht zuwenden dürfen. Sie gehört zu der Gruppe der Nymphen, unheimliche Wesen, denen man nachsagte, dass sie die Menschen in ihr Reich hinabzögen und ihr Anblick sie wahnsinnig mache. HG

Gabathuler 1938, S. 105ff.; Seger 1980, S. 23 u. 126.

● Der Surberger hat recht

Zu mitternächtlicher Stunde will man eine schauerliche Stimme in den finstern Kellergewölben des Werdenberger Schlosses rufen hören: «Der Surberger hat recht; der Surberger hat recht!» Die Sage berichtet dazu, dass

ein gewisser Surberger¹ von Studen bei Grabs unschuldig im Schloss gefangen lag und schliesslich hingerichtet wurde. Der eigentliche Schuldige, der straflos davongekommen war, soll nach seinem Tod keine Ruhe gefunden haben, sondern als irrer Geist ruhe- und rastlos wandern müssen und eh und je in dem engen, von schwarzer Nacht erfüllten Burgverlies erscheinen, um dort mit unheimlicher Stimme in der eben beschriebenen Weise die Unschuld des Surbergers zu bestätigen.

Kuoni 1903, S. 48.

● Das Kettenrasseln am Rhein

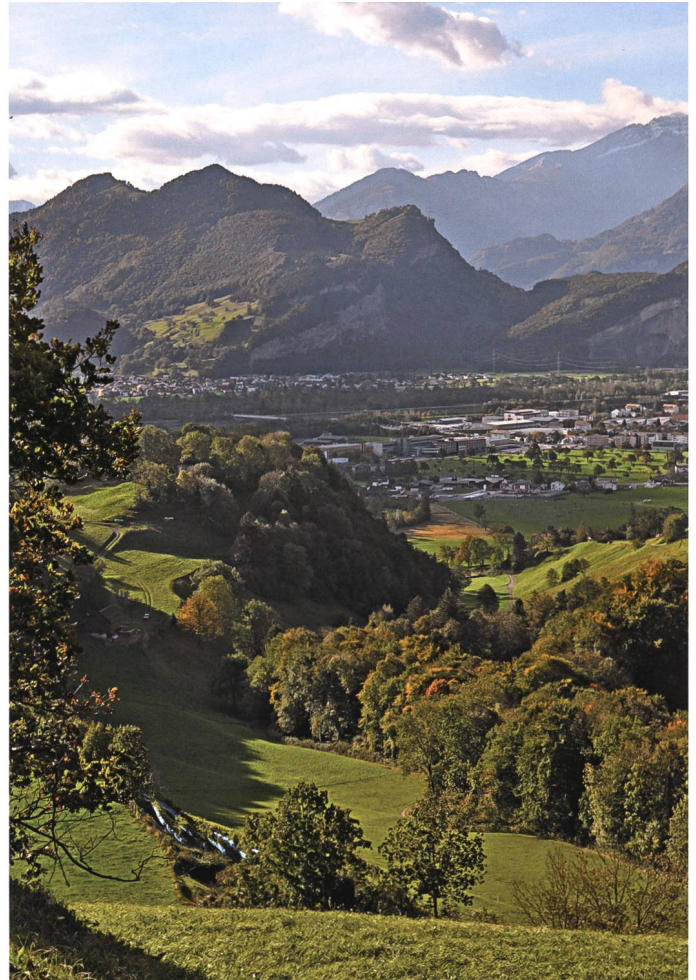
Überall an den Bächen unseres Tales standen einst Mühlen, Sägen und Schmitten. Weniger bekannt ist, dass es auch im Rhein schwimmende Mühlen gab. Die oberste soll der Überlieferung zufolge noch gegen Ende des 18. Jahrhunderts zwischen Bendern und Haag gelegen haben. Schiffsmühlen, die im Rhein verankert waren, konnten mit ihren unterschlächtigen Wasserrädern² aufgrund ihrer Beweglichkeit die beständigste und stärkste Strömung des Flusses ausnutzen und bei Tag und Nacht arbeiten.

Die Rheinmühlen standen ausschliesslich im Besitz der Landesherren, und die Bewilligung zur Errichtung einer solchen Anlage enthielt die Bedingung, dass der Betrieb niemandem schaden dürfe, ein Umstand, der oft Ausgangspunkt zu langwierigen Streitigkeiten war. In diesem Zusammenhang soll auch einmal seitens der Untertanen der Ausspruch gefallen sein, nicht den Rhein, der immer wieder über die Ufer trat, solle man als «Landfresser und schädliche Bestie» bezeichnen, sondern die Schiffsmühlen, denn wenn diese nicht beständen, müsste der Graf den Untertanen weder die dauernde Fronarbeit zum Wuhren befehlen, noch die Strassen an den Rhein so oft reparieren lassen.

Dass diese Mühlen auf dem Grenzfluss nicht nur dem Mahlen des Kornsdienten, sondern oft auch als Treff-

Aus dem Tritt geraten: Der Frevler, der seine Frau in den Tod getrieben hatte, suchte den Freitod im Mülbachtobel.

Foto Hansjakob Gabathuler, Buchs



punkt für allerhand lichtscheue Gestalten galten, wo Schmuggel und Hehlerei ihre Blüten trieben, ist leicht verständlich. Die Müller auf dem Rhein galten denn auch nicht unbedingt als rechtschaffene Persönlichkeiten. So wurde zum Beispiel anno 1611 der Sohn des Rheinmüllers Jos Hollenstein zu Lustenau mit einer ganzen Bande junger Burschen wegen zahlreicher Diebstähle und Hehlerei zur Zwangsarbeit verurteilt.

Als finstere Orte und Unterschlupf für allerhand aufrührerisches Gesindel gaben die Rheinmühlen immer wieder reichlich Stoff für unglaubliche Geschichten. Ungern willigten die Eltern ein, wenn sich Halbwüchsige zum Spielen und Tummeln an den damals noch weitgehend unverbauten Rhein begeben wollten. Neben der ständigen Gefahr des Ertrinkens sollten sich da auch

noch die unerlösten Geister all der geköpften Rheinmüller tummeln. Ältere Leute, die in der Nähe des Flusses lebten, wussten zu erzählen, dass man immer in der fünften und zehnten Vollmondnacht des Jahres deutlich das Kettenrasseln der verurteilten und hingerichteten Rheinmüller höre. Ihre Seelen sind noch nicht erlöst worden, und besonders deutlich muss das Rasseln am Rhein zwischen Haag/Bendern und Oberriet zu hören sein, wo mehrere solcher Fälle aktenkundig sind.

Auf einem Floss, das an starker Kette am Ufer befestigt war, muss auch die Gampriner Rheinmühle errichtet gewesen sein; sie bestand aus einem Mahl- und einem Wohnraum. Je nach Wasserstand und -lauf musste sie bald da, bald dort aufgestellt werden. Bei einem solchen Transport reichte die

ganze Gemeinde Hand, um sie an Seilen an ihren neuen Standort zu ziehen. Bevor die Kette gelöst wurde, betete man entblösten Hauptes ein Vaterunser. Einst riss bei einem Rheinhochwasser in einer stürmischen Nacht die Kette, und die hochgehenden Fluten trugen das Werk stromabwärts. Am folgenden Morgen gingen einige Männer auf die Höhe von Hinterschellenberg, um nach der fortgerissenen Mühle Ausschau zu halten. Noch heute soll das den Gamprinern als Schildbürgerstreich vorgehalten werden, indem man ihnen nachsagt, sie hätten bei einer Wassernot ihre Rheinmühle oben auf dem Schellenberg gesucht.

Seger 1980, S. 100f.; Bont 2003.

● Aus dem Tritt geraten

Auf einem Berggut haushaltete einst ein Pärchen mit seinen drei Kindern. Die Familie hätte es gut gehabt, wenn der Mann nur etwas mehr Meister über sich selbst gewesen wäre und gearbeitet hätte, wie es Brauch ist. Er aber war Holzfrevler, Wilderer, Fischfrevler und bei Gelegenheit auch Schmuggler. Das *ischt in am jinn gsiⁿ wia-n a verworznati Chranggat* – wie eine verwurzelte Krankheit. Seine Frau konnte nichts dagegen tun, nicht mit Liebe und Güte, nicht mit Betteln und auch nicht mit Tränen und mit Keifen.

So kam Geld in die Familie ohne Arbeit. Das ist das Böseste, das es auf der Welt gibt – *uff aller Härrgottawelt: Zearscht rüaft s dam Huttli, dänn dam Bättler un zallerletscht noch dam Tüüfal!* Der Mann war selten zu Hause, und wenn er es einmal war, wurde er grob und wütend, und nichts war recht, das Essen nicht, die Ordnung nicht und das, was seine Frau gearbeitet und gewerkt hatte, erst recht nicht. Aber beim Wein war ihm wohl, als wäre er im Himmel, da war er stark, da war er reich, da war er gescheit!

Eines Tages aber erwischte ihn der Bannwart mit einer gestohlenen Latte: Das gab eine wackere Busse. Dann stellte ihn der Wildhüter mit einem erlegten Rehbock. Man nahm ihm die Waffe weg, und an der Busse hatte er ein halbes Jahr zu kratzen. Nun machte er sich ans Schmuggeln. Das ging anfänglich gut. Aber eines Tages hatte die Katze den Vogel: Er wurde eingesperrt. Als er entlassen wurde, war es fertig mit dem Trinken, es reichte zwar vorerst noch zu einer Flasche, dann noch zu einem Glas, dann nicht einmal mehr dazu. Jetzt verschleppte er das Haushaltsgeld. Seine Frau wehrte sich dagegen, aber es nützte nichts. Es gab Schulden. Zum Glück wusste sie nicht alles, doch manchmal wünschte sie sich, dem Elend zu entinnen und – zu sterben. *Meaⁿ as eiⁿ Mol isch-i z Nacht uf un hät in Rhiⁿ wella*» – wiederholt stand sie nachts auf und woll-

te sich in den Rhein stürzen. Aber das bringt eine rechte Mutter nicht fertig! Der ewige Kummer und die Sorgen, der ständige Unfriede und der tägliche Streit *hänn si gmörschlat* – machten die Frau mürbe. Sie erkrankte, und als der Mann wieder einmal im Gefängnis sass, starb sie. Die Kinder kamen ins Waisenhaus, und das Berggut *hänn d Schulda vergantat* – es kam ob der vielen Schulden auf die Gant. Als er aus dem Gefängnis entlassen wurde, bewirtschaftete es bereits ein anderer und wärmte sich in seinem Nestchen.

Der neue Besitzer hatte Bedauern mit ihm, als er am Abend zu seinem einstigen Haus kam, und wollte ihm noch ein Nachtessen geben. *Aber der Frävler winggt ab und sitzt uf-a Schittschtoogg – an zsämmagschittata Maaⁿ!* Lange sass er auf dem Scheitstock und heulte wie ein Kind ohne Mutter. Jetzt erst sah er ein, was er einst besessen und jetzt verloren hatte. Als es einnachtete, ging er weg, schleppte sich todmüde ins Tobel, drehte sich eine Bastschlinge, kletterte auf eine Tanne und hängte sich an einen Ast. – Erst im Spätherbst fand man ihn, verraten durch die Krähen.

An einem andern Ort hatte eine Mutter ein herziges, liebes Kind, das sie dermassen verwöhnte und verhätschelte, dass es ein böser Zwä ngherr wurde. Aber die Mutter wollte nichts davon bemerken. Ihr war es nur wohl, wenn sie dem Kind jeden Wunsch von den Augen ablesen konnte. Der Vater wehrte diesem Treiben so gut er konnte, bewirkte aber überhaupt nichts. Er sei ein schlechter Vater, er missgönne dem eigenen Kind gar das Weisse in den Augen, ein solcher Unflat sei er, hiess es vorwurfsvoll.



**Die Halbwüchsi-
gen, die nicht auf
das Heiraten war-
ten konnten, fan-
den den Tod im
Wasser des Wer-
denberger Sees.**

Foto Hansjakob Gabathuler,
Buchs

1 *Surberg* heisst ein Gut am oberen Seveler Berg; der «Surberger» wird dort wohnhaft gewesen sein.

2 Beim *unterschlächtigen Wasserrad* fliesst das Wasser unter dem Rad durch, beim *oberschlächtigen* wird es durch einen hölzernen Kanal, einen «Kitt», von oben auf die Radschaukeln geführt.

Eines Tages aber war das Kind noch viel unleidiger als sonst. Gar nichts war recht; es pickte nur vom Essen und verwarf bald den Löffel und schrie immer wieder wie am Messer. *Trungga hät s nu gad a Schlüggli, aber pröölat und kibgat und ds Glas in d Tili ai gschmiart.* – Es trank nur ein kleines Schlückchen, und gleich brüllte und keifte es wieder und warf das Glas auf den Boden. Später spielte es kurz, heulte und schrie aber erneut ohne Ende. Es schlief ein, erwachte aber von neuem am eigenen Geschrei. So verbrachten sie zwei Tage und Nächte mit grossem Erdulden. Die Mutter tröstete das Kind, legte es wieder ins Bettchen, und schon ging das Geplärr abermals los. In der dritten Nacht war es kaum mehr zum Aushalten. Das Kind war grenzenlos müde, schlief kurz ein und schoss gleich wieder hoch. Als es Tag wurde, holte der Vater endlich den Doktor.

Dieweil sie sich dem Haus nähern, hören die beiden schon von weitem das Wehklagen der Mutter, dass es sie fröstelt. Der Vater stürmt durch die Tür und hastet die Treppe zur Stube hoch. Da steht die Mutter mit dem Kind in den Armen. Sein Köpfchen hängt nach hinten – es ist still! Sie legt es auf die Ofenbank: weit aufgerissen die glasigen Augen, die Fingernägelchen blau und der Mund braun wie eine Schwäre, er, der früher einer Rose geglichen! *«Hälfen, Herr Toggter, so hälfen doch! Oh jee, ist es gestorben?»*, und die Muttertränen rinnen im Schwall über das Kind. Der Doktor untersucht es, besonders den Mund, und sagt dann: «Diese Krankheit, das ist der Stille Krupp, da kann kein Doktor mehr helfen. Ihr seid beide noch jung. Tröstet einander, denn es gibt keine so schwarze Nacht, als dass sie keinem sonnigen Morgen rufen würde. Behüt euch der Herrgott!»

Noch bevor das Kind auf dem Friedhof lag, wurde die Mutter still. Wie im Traum schlich sie umher, kannte niemanden mehr. Und kaum drei Wochen waren um, als man sie fand – ertrunken im Mülbach.

Und an einem dritten Ort versprochen zwei blutjunge Leute – sie waren noch Kinder, kaum konfirmiert und nicht trocken hinter den Ohren – hoch und heilig, dass sie einander heiraten wollten, sobald es an der Zeit sei. Doch die Zeit schlich nur dahin; die Tage und Wochen waren fürchterlich lang – und erst die Jahre! Sie hatten kein Ende! Und die ledigen Burschen im Dorf, *diaggeggeta Chnölli, sinn am Obet allewil grüsch gsiⁿ mit Ofawüsch und mit ggüllnata Tannescht* – sie standen jeden Abend bereit mit Ofenwischern und mit in der Jauche getränkten Tannenästen.³ Die Eltern bemerkten das und schickten den Jungen in eine Lehre, fernab von zuhause, und glaubten, es würde dann schon bessern, wenn die beiden einander nicht mehr sähen. Doch als der Junge an Weihnachten nach Hause kommen durfte, sprang das junge Paar gemeinsam in den See bei Werdenberg, als ob man das Heiraten noch vor Neujahr hätte verbieten wollen!

Alle drei, der Frevler, der seine Kinder ins Waisenhaus und seine Frau in den Tod getrieben hatte, die Mutter, die ihr Kind nicht richtig erziehen konnte und es zu ihrem Götzchen machte, und die Halbwüchsigen, die nicht auf das Heiraten warten konnten, waren *us am Tscherp kët* – aus dem Tritt geraten, der Welt und dem Herrgott. Deshalb geistern sie jetzt als wilde Lichtlein auf den Rietern, den Gräben entlang



Der ruhelose Geist eines Raubmörders konnte von einem Kapuziner ins Chäferloch im Simmitobel gebannt werden.

Foto Hans Jakob Reich, Salez

und durch die Töbel und zünden den Marchenrückern, den gefallenen Frauen beim Waschen ihrer Kindbettwäsche und den Sauen beim Grüzmuestanz.⁴ – Ein Sprichwort behauptet, eine lieblose Mutter habe kein Herz und kein Hirn, und ein anderes berichtet, eine Mutter, die an ihren Kindern nur Schönes und Gutes sehe, putze und poliere dem Teufel die Hörner, und wenn sie dem strengen Vater in den strafenden Arm falle, mache sie dem Schwarzen Locken in die Schwanzquaste. Das ist deutlich!

Gabathuler 1948, S. 76; Gabathuler 1982, S. 165ff.

● Der Raubmord am Gamser Berg

Ehemals kam in die Gegend von Gams alle Jahre ein reicher Viehhändler, den man für einen Juden hielt. Um seinen Leib hatte er, wie das damals unter seinesgleichen üblich war, stets einen prallgefüllten Gelddransen gebunden. Eines Tages betrat er unter den Augen mehrerer Nachbarn ein Haus am Gamser Berg – und wurde von Stunde an nie mehr gesehen. Im betreffenden Bauernhaus aber brannte, obwohl es draussen angenehm warm war, in der folgenden Nacht und während des ganzen Tages ein mächtiges Feuer im Stubenofen. Jedenfalls qualmte aus dem Kamin ohne Unterbruch beissender Rauch und verbreitete einen widerlichen Geruch über der Gegend. Manche Leute argwöhnten deshalb, der

**Der wilde Faser
büsst seine Faul-
heit über der Rie-
ter Alp Folla, wo
ihm der ganze
Fasel zu Tode ge-
fallen war.**

Foto Hans Jakob Reich, Salez



Bauer habe den Händler erschlagen, beraubt und dessen Leiche verbrannt. Weil aber nie eine Vermisstenmeldung eintraf, wurden auch keine weiteren Nachforschungen angestellt. Sicher war nur, dass Heu und Milch ab diesem Hof praktisch nicht mehr verkauft werden konnten: verfluchte Ware eben!

Einige Jahre danach starb der verdächtige Bauer und das Haus fiel an seine Erben. Sie bewohnten es aber nicht selbst, sondern verpachteten es an einen Grabserberger. Schon am ersten Abend erhielt dieser Besuch von einem fremden Mann, der wortlos zu ihm in die Küche trat und das Ofentürchen öffnete. Der gespenstische Gast war dem neuen Hausherrn nicht weiter lästig, denn er stand ihm nie im Weg, sondern wich ihm immer sofort aus, wenn sie einander in die Nähe kamen. So geschah das nun fast jeden Abend. Der Pächter erzählte das den Nachbarn und fuhr weiter: «Einmal hatte ich noch etwas im Keller zu tun. Da griff mein Hausgeist sofort die Laterne und kam mit mir, um mir zu zünden, bis ich fertig war. Ich habe keine Angst vor dem; im Gegenteil: Er fehlt mir, wenn er einmal nicht da ist.»

Als die Erben davon vernommen hatten, erschienen sie eines Tages mit ei-

nem Kapuziner im Haus. Der besprach den ruhelosen Untoten, so dass er ihn mit sich nehmen und ins Chäferloch im Simmitobel bannen konnte. Danach hatte in dem Haus, das heute noch bewohnt ist, wieder alles seine Ordnung.

Kessler 1991, S. 62ff., Neufassung 2012, S. 21f.

● **Das Fuhrwerk im Schutzgunten**

Auf der Wildhauser Strasse geht ein Geisterfuhrmann um. Schon mehrmals haben Leute aus Gams, die um Mitternacht vom Toggenburg her heimgekehrt sind, darüber berichtet. Im Schutzgunten wurden sie von einem Lärm erschreckt, als ob ein schweres Fuhrwerk mit mehreren Pferden bespannt von der Tobelsäge heruntertarte. Deutlich war auszumachen, dass sich das Gefährt in halsbrecherischer Geschwindigkeit näherte, so dass die nächtlichen Fussgänger jeweils vorsorglich aus dem Weg sprangen, um es vorbeidonnern zu lassen. Eigenartigerweise aber waren weder Mann, Ross noch Wagen sichtbar, wenn die wilde Fahrt vorüberpreschte, obwohl das Knirschen der Karrenräder, das Schnauben der Zugtiere und das heisere Gefluhe und Peitschengeknalle des Fahrers in nächster Nähe zu vernehmen waren.

Sogar den Luftzug wollen einige verspürt haben! Im gleichen Tempo entfernten sich die Geräusche daraufhin und verstummten schlagartig.

Die Fahrstrecke muss aber noch ein gutes Stück länger sein, denn viel weiter unten, beim Chrotten sprung, hat man die Geisterfuhr auch dann und wann nahen gehört. Einer hat sogar deutlich gesehen, dass es ein Zweispanner war, der sich in ungeheurer Schnelligkeit vom Simmirank her dem Dorf näherte. Aber angekommen ist er nie; er war einfach plötzlich nicht mehr da. Man vermutet, dass auf dieser Strasse vor langer Zeit die letzte Fahrt eines gottlosen Fuhrmanns, der sich mit seinem verwerflichen Gehabe zu Lebzeiten die ewige Ruhe verscherzt hatte, ein schreckliches Ende genommen hat.

Kessler 1991, S. 74f., Neufassung 2012, S. 25.

3 Es lag früher an den Knabenschaften – der Gemeinschaft der ledigen Burschen eines Dorfes –, als Sittenwächter aufzutreten und jene Leute zu bestrafen, die gegen die gültige Moral verstießen. Unerlaubt liebeleude ältere Kinder traktierte man etwa mit den erwähnten «Instrumenten» und jagte sie nach Hause.

4 Siehe dazu die Sage «Der Tanz im Grüzmues», S. 53f.

● Der wilde Geissler und der wilde Faser

Der wilde Geissler zeigt sich im Gewitter an der Schafhalde unterhalb der Gauschla. Weil er einst seine Herde vor einem drohenden Unwetter zu spät in den Stall bringen wollte, so dass der ganze Fasel über eine Felswand floh und zu Tode fiel, muss er nun als Geist das Versäumte nachholen. Man hört ihn im Tosen zwischen den Sturmböen seine Ziegen locken, verbunden mit dem Klang der kleinen Geissglöcklein und mit dem Knallen seiner Peitsche.

Der wilde Faser war seinerzeit Hirt auf der Alp Riet. Den hiess der Senn, als ein Unwetter drohte, die Viehherde zusammenzutreiben. Der Hirt aber glaubte, das Gewitter käme nicht, und als es dann doch losbrach, war es bereits zu spät: Der ganze Fasel bis zum letzten Haupt fiel ihm in der Folla zu Tode und er mit ihm! Jetzt muss er bei Sturmwetter als *dr wild Faser*⁵ ebenfalls geistern und seine Faulheit büssen.

Ein Alp knecht, der ein solches Unwetter erlebt hat, erzählt: *«Das ischt a Wetter gsiⁿ, hüt Mittag! Jöüsis! Mer hänn gmaint, der Urner näm-m-is Hütta-n un Schärm. Dr wild Faser hät o wider ggfasst. Das ischt an Spetaggel gsiⁿ un a Ggragööl, as chid mer gad jetz no in Oara: Logga, Pfifla, Jüchsla. Hischta-n un Hoja, un das Prööl vuⁿ der Hab – es dröhnt mir noch immer in den Ohren: Locken, Pfeifen, Jauchzen, und das Gebrüll der ganzen Viehhabe.»* Zuletzt sahen wir noch, wie er von der Folla mit allem zusammen auf seinem Schimmel⁶ in die Lüfte hinaus ritt. *«Das ischt a Loosa gsiⁿ un a Luoga, d Hoor hät s aim gad uffgschlellt – das war ein Hören und Sehen, die Haare sind mir zu Berge gestanden.»*

Gabathuler 1938, S. 180ff.; Gabathuler 1982, S. 135ff.

● Gitzili! Gitz, Gitz!

Eines Sonntags, *Ends Brochat* – Ende Juli, wurde der *Heiⁿerli* im Tobel bereits morgens um drei Uhr von seinem Vater aus den Federn geholt. *«Buob, stan uf,*



Eine raue Welt unterhalb der Gauschla, wo der wilde Geissler im Gewittersturm seine toten Ziegen locken muss. Foto Hans Jakob Reich, Salez

mir wänn z Alp!», trieb ihn der Vater an. Nach einem kurzen Morgenessen traten sie hinaus in den Mondschein. Es war beinahe wie Tag; nur die grössten Sterne blinkten noch am Himmel, die kleinen alle, sie wurden *vu der Lüteri* – von der Helligkeit des Mondes verschluckt. Am ganzen Himmel stand kein Wölklein, und nur in der Rheinau war das winzige Anzeichen eines feinen Bodennebels zu erahnen. Der Vater schaute nach dem Wetter, indem er einen Finger kurz in den Mund steckte und ihn darauf ein Weilchen in die Höhe hielt. *«Der Unterwind? Jetzt schon? Das ist zu früh, viel zu früh. Hüt chlepfst s denn no – heute wird es noch krachen, du wirst es sehen. Das Wetterhölzchen⁷ an der Hauswand hat es mir gestern schon verraten»,* meinte er zum Buben.

Über den Malanser Berg, über Gernolf und das Trunawegli erreichten die beiden die Höhe der Schaneralp, als es eben richtig zu tagen begann. Aus dem Brueschenloch⁸ schwebte ein blaues Räuchlein. *«Ja, ja»,* meinte der Vater, *«die Wilde, die rüstet ihr Morgenessen. Heute werden wir noch ein Unwetter erleben mit Blitzen und Krachen!»*

Nachdem sie auf der Schaneralp etwas Milch getrunken und dazu von ih-

rem Brot gegessen hatten, beeilten sie sich, über Pania den Girensplatz zu erreichen. Immer wieder stufte der Vater: *«Beeil dich, Bub, heute wird die Sonne nicht zum Vorschein kommen! As philtat jo schoa – der Himmel überzieht sich bereits mit Wolkenschleieren.»* Dann kletterten sie durch die Schafhalde in die Guferen hinab. Totenstill war es, kein Lüftchen regte sich, alles stand in blaugrauem Dunst, und der Himmel darüber – wie ein graues Steingewölbe! *«Beeil dich, Bub, aber pass auf und trag Sorge! Die Steine sind scharfkantig und eckig. Döt junna waiss i a Schupfa – einen Unterstand, wo man sicher ist, gebe es, was es will!»* Richtig, da war sie, unter einem haushohen Felsblock. Wie aufgeschrecktes Wild schlüpfen die beiden darunter, setzten sich und ruhten sich etwas aus.

Es dunkelte, und die ganze Welt lag still wie ein Grab: *Kaiⁿ Vögili zwitscharrat, kaiⁿ Hummala brummlat, kaiⁿ Imili ischt an der Arbat, kaiⁿ Pipolder wiagat fort dur a Wald un suocht di süosischta Bächer, kaiⁿ Plättli verrodt si, kaiⁿ Höhalm. As nachtat!* – Kein Vogel zwitschert, keine Hummel brummt, kein Bienchen ist mehr an der Arbeit, kein Schmetterling wiegt sich fort



Gazolf im obersten Teil der Alp Loch. Die arme Seele eines ruhelosen Geistes büsst hier ein schweres Unrecht. Foto Andreas Reich, Salez

durch den Wald und sucht die süssesten Blütenbecher, kein Blatt bewegt sich und auch nicht ein Heuhalm – es nachtet ein – Nacht, schon am Mittag!

Der Vater erhebt sich und mit ihm der Bub. Zwischen zwei Felsbrocken sehen sie hinauf zur Chammege. Von der Höhe herunter flattert grausig und schwarz wie ein zerfetztes Bahrtuch⁹ eine Nebelfahne über sie herein. *En gletschchalta Winnputsch* – eine eisige Windböe – fegt über die Steine daher, dass sich die Haare der beiden sträuben. Ist es Staub oder Rauch, den sie vor sich hertreibt? *D Troaserla ruuⁿ-schan* – die Alpennerlen rauschen, *si püggan si bis uf a Boda un d Wättertanna schreg uff am Bort jänn chunnt z achsa, wia-n-an Alta bei-n-ara Härbi* – die Wettertanne ächzt wie ein Greis bei Atemnot. Die Nebelfahne kommt über sie her, und von der Egg lehmigelber Schein im brandschwarzen Gewölk. Jetzt wirft es ein paar mächtig grosse Tropfen, dann bricht ein Sturm los, wie sie es kaum je erlebt haben.

Plötzlich fragt der Vater: «Hast du ihn gehört? Gib Acht, Bub, das ist der wilde Geissler! *Er fasat und loggat da Gitzi* – er lockt seine Tiere und will sie zusammentreiben!» Der Junge atmet

kaum mehr vor Eifer und Hinhören. Im Tosen zwischen den Windböen hört nun auch er ganz deutlich, und zuweilen wie von der andern Seite her: «*Gitzili! Gitz, Gitz!*» – und gleich ein feines Glöcklein, dänn *Hoja-n un Chlepfa mit ara Gaiⁿ-sla*, Lockrufe und Peitschenknallen.

Beinahe Nacht ist es! *An Blitz un an Chrach – di ganz Welt im Füür* – die ganze Welt steht im Feuer! *Dam Buob fahrt an Zwigg dur a Liib, as nünnt en gad unnan-n-ussi un er lit näbat dam Vatter* – ein Schlag fährt dem Jungen durch den Leib, dass er rückwärts fällt und neben dem Vater zu liegen kommt, dem es gleich ergangen ist. Am Hang drüben ist die Wettertanne verschwunden, *un nu der Shtogg stoht no z Hutlla verfätzat, un a Schpälta vum Stamm lit gad vor der Schupfa* – nur der Strunk steht noch, zerfetzt, und ein mächtiges Scheit des Stammes liegt vor ihrer Bedeckung! *An Tuⁿ-scht un an Tampf, wia wänn s d Heldplatta gschprängt het; as schtinggt wia brünachta Schwäbel, wia wänn ma Hoor verbrännti un Harz* – ein Dunst und ein Dampf, als hätte es die Höllenplatte¹⁰ gesprengt; es stinkt nach brennendem Schwefel, nach verbrannten Haaren und Harz. Ein Windstoss

fegt den Gestank fort. Hagelschlossen, gross wie Eier, springen vom Boden hoch auf oder zerspringen wie Glas am Gestein. Wieder ein Blitz weiter unten und ein Krachen! *Jetz ruⁿ-schat s über sch här, wia wänn ma z fuoderwis Grobchiis uff d Wält aha läärte* – es rauscht über die Beiden her, wie wenn fuderweise Grobkies auf die Welt heruntergeschüttet würde. Alles ist in kürzester Zeit weiss wie im Winter, kein Blatt mehr an den Erlen, die Rinde hängt in Fetzen, *un d Escht vuⁿ da Grotza sin ggschlaizt* – die Äste der Tannen sind gestriegelt.

Nach und nach bessert sich das Wetter, es regnet noch, doch tagt es wieder – dann und wann noch ein Blitz, noch ein Rollen und Rumpeln oben in den Felswänden. Der Sturm legt sich, und die Sonne guckt wieder zwischen den Dampffetzen durch, als ob sie sich schämte.

Vater und Sohn ziehen wieder los, jetzt aber durch schuhtiefe Hagelkörner und frieren dabei erbärmlich. Unten auf der Letzi ist der Winter vorbei, noch raucht und dampft der Boden, als ob alles ein Mottbrand wäre. Der Junge erschrickt und fragt: «Was ist denn das? Kommt das Unwetter nochmals über uns?» «Nein», lacht der Vater, «das ist vorbei. Es ist immer so nach einem solchen Wetter: Die Luft ist noch kalt, der Boden nass, aber warm, darum dampft

5 *Faser*: Hirt, der die Herde, den *Fasel*, zusammentreibt.

6 Parallelen zum *Wilden Heer* sind hier unverkennbar; siehe dazu den Sagenkreis «Der Gröahüetler, Strafer und Wetterkünder», S. 167 ff.

7 *Wetterhölzchen*: Kleine Astgabel an der Haus- oder Stallwand. Der dünnere Zweig reagiert wie ein Hygrometer auf sich verändernde Luftfeuchtigkeit: Er hebt oder senkt sich, wodurch das Wetter vorausgesagt werden kann.

8 *Brueschenloch*: Tiefer Bergschrund unterhalb Alp Arlans, wo die Wilden Unterschlupf finden. Rauch (Dampf) aus dem Bruoschenloch ist ein Schlechtwetterzeichen. Siehe dazu auch die Sage «Die Wilde im Bruoschenloch», S. 136 f.

9 *Bahrtuch*: Leichentuch.

10 *Höllplatte*: Eingang zur Hölle.

er so.» Unter einem mächtigen Grotzen finden sie ein trockenes Plätzchen, das vom Unwetter verschont geblieben ist. Dort ruhen sie sich aus nach all den Strapazen und nehmen das Mittagessen zu sich, das ihnen die Mutter am Vorabend eingepackt hat.

«Jetzt hast du ihn gehört, den Wilden Geissler! Der hat zu seinen Lebzeiten eben lieber an der Sonne und hinter dem Wind geschlafen, als dass er Acht gegeben hätte auf seine abschelligen¹¹ Ziegen. Sie entrannen ihm eines Tages und verstiegen sich in den Felsen, und bei einem ähnlichen Unwetter fiel ihm der ganze Fasel über die Felswand zu Tode. Nun muss er, sei es Tag oder Nacht, *wänn s a dännawäg abchunnt* – wenn der Sturm derart loslegt, *da Gitzi logga, s haimscha-n un s hola* – die Ziegen herbeilocken und heimbringen.»

Gabathuler 1938, S. 180ff.; Gabathuler 1982, S. 135ff.

• Der Holzchoschpi auf der Obetweid

Um Mitternacht kam es auf der Alp Obetweid wiederholt vor, dass alle Ziegen ganz plötzlich von ihrem Lager auf-

sprangen. Da die meisten von ihnen ein Glöcklein oder eine Schelle umgebunden hatten, gab das jedes Mal einen Höllenspektakel. Zugleich war deutlich zu hören, dass ihnen ein Mann in Holzschuhen nachrannte und sie umherjagte. Aber sogar die furchtlosesten Hirten hatten nie den Mut, die Stalltür zu öffnen und nach dem Rechten zu sehen, denn man weiss, dass ein Holzchoschpi ein ruheloser Geist ist, der ein schweres, zu Lebzeiten begangenes Unrecht abzubüssen hat.

Kessler 1991, S. 83, Neufassung 2012, S. 28.

• Der Holzchoschpi im Loch

Auf der Alp Loch kam einst beim Einachten ein starker Wind auf. Der Äppler und sein Handbub banden deswegen die beiden Schopftore mit starken Stricken fest, denn durch eine aufgestossene Tür hätte der Sturm hereinfahren und dann das Dach forttragen können.

Mitten in der Nacht erwachte der Handbub, weil draussen einer in *Holzchoschpe* – in Schuhen mit hölzerner Sohle – die Steinplatten hinauf- und hinunterklapperte, und gleichzei-

tig wurde die äussere Hüttenür, der sogenannte Schedler, pausenlos auf- und zugeschlagen. Der Knabe erhob sich, um die Sache zu klären. Als er das eine Tor überprüfen wollte, hörte er, wie das andere so heftig aufkrachte, dass das ganze Gebäude erzitterte. Durch die Öffnung sah er nun gut ins Freie, konnte aber weder einen Menschen noch ein Tier erspähen. Einige Augenblicke später knallte das Tor wieder mit aller Wucht zu. Wie der Bub den Strick neu festbinden wollte, sah er zu seiner Verwunderung, dass alles noch genau so verknüpft war, wie sie es am Abend hinterlassen hatten. Beim nächsten Gang ins Dorf liess der Hirt beim Pfarrer eine heilige Messe für die arme Seele des Ruhestörers lesen, wonach sich der nie mehr bemerkbar gemacht hat.

Kessler 1991, S. 83ff., Neufassung 2012, S. 28.

• Nächtliche Musik

Am bedrohlichsten für Übernachtungen auf den Alpen waren die Sonn- und Feiertage sowie die Weihnachtszeit. Da sollen sich die Geister die langen Nächte durch Musik und Tanz verkürzt haben. Auf der Alp Palfris war es ein Sarganser Jäger, der die Gesellschaft im Althuis dabei angetroffen hat. Und ein Berschner¹², der ebenfalls auf Palfris übernachten wollte, erwachte mitten in der Nacht und vernahm wunderschöne Musik. Er schaute in die Hütte hinunter und traute seinen Augen nicht: Da wurde mitten im Winter getanzt. Am Morgen, Schlag fünf Uhr, soll der Spuk vorbei gewesen sein.

Senti 2001, S. 204f.

• Der Tanz auf Palfris

Die Knechte auf der Berschneralp hatten beschlossen, einmal einen lustigen Tag zu haben und bestellten zu diesem Zweck zwei Geiger und einige Mädchen aus dem Dorf Berschis auf die Alp. Mit diesen zogen sie zu der benachbarten Alp Palfris, wo im *Althuis* ein ordentlicher Platz zum Tanzen war.



Beim Althuis in der Alp Palfris tanzen geisterhafte Paare und büssen nach ihrem Tod ihr mutwilliges Treiben. Foto Hansjakob Gabathuler, Buchs

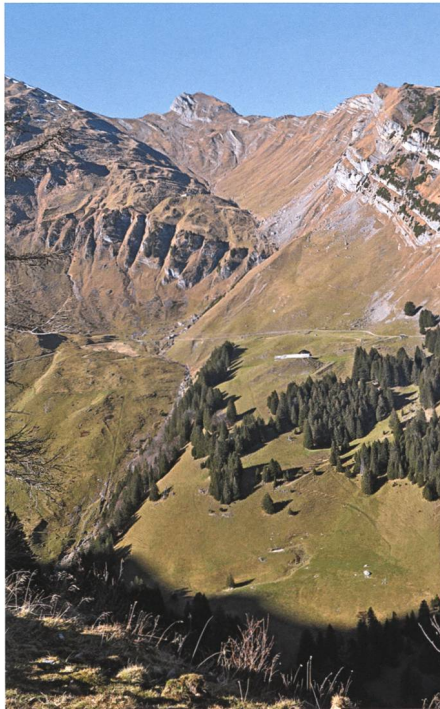
Nachdem sich die Älplergesellschaft den ganzen Tag hindurch nach ihrer Art auf das Tollste amüsiert hatte, wollten die Mädchen gegen Abend wieder nach Hause zurückkehren. Allein die Knechte liessen das nicht zu und tanzten mit ihnen bis zum kommenden Morgen, obwohl sich während der Nacht ein fürchterliches Donnerwetter mit Hagelschauern über die Alpen ergossen hatte und niemand zur Besorgung und Überwachung der Herde in der Berschneralp geblieben war.

Der Leichtsinn kam die Knechte teuer zu stehen, denn während des Hagelwetters war fast die ganze Sennte über die Felswände hinaus gesprungen und zu Grunde gegangen, und die fahrlässigen Hirten mussten – soweit ihr Vermögen ausreichte – den Schaden vergüten. Daneben müssen sie seither – auch nach ihrem Tod – in den betreffenden Nächten und so oft Hagelwetter eintritt, ihr sorgloses und mutwilliges Treiben in Palfris fortsetzen.

Jäger Wildhaber von Sargans übernachtete im Spätherbst 1816 an der erwähnten Stelle und war eben damit beschäftigt, sich zu seinem Nachessen einen Tatsch zu bereiten, der in einem Kesselchen über dem Feuer lustig brodelte, als ein Mann mit grünem Hut¹³ zur Tür herein trat und ihm barsch befahl, sich schnell zu entfernen, weil eine Gesellschaft nachkomme und man ihn dann hier nicht brauchen könne. Wildhaber erwiderte: «Meinen Tatsch muss ich doch noch fertig backen», und während er dies sagte, wendete er ihn im Kessel um, so dass die heisse Butter mit viel Geräusch hoch auf zischte.

Die angesagte Gesellschaft, bestehend aus drei Paaren, war unterdessen schon in Begleitung von zwei Geigern angerückt; Wildhaber hatte kaum noch Zeit, den Tatsch aus dem Kessel in seinen Filzhut zu schütten und damit zur Tür hinauszueilen, als die Musik begann und ein wilder Tanz eröffnet wurde.

Kuoni 1903, S. 74.



Von Inarin gegen Altsess: Das Falwegli führt durch den steilen Waldsaum im Bildmittelgrund, wo der Falmaaⁿ seine Schandtät büsst. Foto Hansjakob Gabathuler, Buchs

• Der faule Senn auf Arlans

Ein Senn auf der Schaner Alp, der aus reiner Faulheit die besten Alpenkräuter verflucht, das Vieh selber in die Fellinen getrieben und den Armen nichts gegönnt hat, der *vor luiter barlöätiger Fulggat die bescha Chrüttli verfluchet, ds Vää sälber in d Fellana ggrecht un dan Arma nüt gunna hät möga*, muss nun im Herbst nach der Alpfahrt als Geist umgehen und die Tiere, die ihm zu Tode gekommen sind, mit einem Seil über die Felli herauf ziehen, bis er alle oben hat. Dann erst wird er erlöst. Das eilt aber nicht. *Drum schlüft am der Choga, wänn er fascht djob ischt, wider uis oder ds Sail loot. Dänn toztat-er wider ai über d Sätz in ds Ggüfer* – deshalb reisst das Seil, das tote Tier entschlüpft ihm, wenn er es beinahe oben hat, und der Kadaver stürzt Hals über Kopf über die Felsvorsprünge hinab in die Schutthalden. Der Senn hat daran seine teuflische Freude, lacht gellend, *un frisst uf am Stofel ds erstohla Molcha zstant da Wörm uss am Soutrog* – und verschlingt

beim Alpstall das gestohlene Molken – Butter, Käse und Zieger – samt den Würmern aus dem Schweinetrog. Wenn man von der Alp fährt, darf man darum nichts vergessen. Sonst kann man etwas erleben, wenn es später geholt werden muss!

Nach Gabathuler 1938, S. 34.

• Der Falmaaⁿ auf Altsess

Auf der Seveler Alp Altsess ist eine dem Vieh gefährliche Stelle; sie heisst denn auch «im Fal» und muss umzäunt werden. Dorthin führte einst ein böswilliger Senn häufig das Vieh, um Unglück zu stiften. Dafür fand er im Tod keine Ruhe, sondern erscheint noch jetzt auf der Alp, treibt nachts das Vieh umher, pfeift, jauchzt, jodelt und ruft «Hoi, hoi!» wie ein Äpler, so dass alles in Unruhe gerät. Darum heisst er der *Falmaaⁿ*. Erscheint er, so gibt es Regen oder sonst «schlimm Wetter».

Der Fal im Altsess ist ein mit Felsköpfen unterbrochener und sehr steiler Abhang, der bis in den Bann hinunter reicht, welcher die Alpen Altsess und Imalschüel voneinander scheidet. Darüber hin führt ein schmaler Fusssteig, das Falwegli, welches auf ungefähr zwanzig Schritte für Kühe und Pferde äusserst abschüssig und «fällig» ist. Unter und über dem Fal befinden sich schöne Kuhweiden.

So oft der Küher vom Altsess mit seiner Herde an diese Stelle kam, trennte sich das Kühlein einer armen Seveler Witwe von den andern Tieren, ging über das Falwegli hinüber, und der Küher hatte jedesmal seine liebe Not, es

¹¹ *Abschellig* (Adjektiv), 'naschhaft, unfolgsam, ungehorsam'.

¹² Einwohner des Weilers Berschis bei Walenstadt.

¹³ Es dürfte sich hier um den *Gröähüetler* handeln; siehe dazu den Sagenkreis «Der Gröähüetler, Strafer und Wetterkünder», S. 167ff.

wieder zur Herde zu bringen. Stockschläge oder ein scharfer Biss ins Ohr halfen nichts.

Auf herzlose Weise beseitigte er diesen Übelstand für immer: Er schlug einen Grotzen, löste die Rinde ab und legte sie, die innere Seite nach oben gekehrt, auf das Falwegli. Als dann das Kühlein wieder den verbotenen Weg ging und auf die schlüpfrigen Rindenstücke trat, glitt es aus, verlor seinen Halt und fiel von Felsband zu Felsband in den Bach hinunter. Die arme Witwe und ihre kleinen Kinder hatten damit ihr einziges Kühlein verloren!

Aber die Strafe kam: Der Hirt starb und fand keine Ruhe. Wenn man zu gewissen Zeiten zum Falwegli kommt, hört man in der Tiefe unten ein Ächzen und Stöhnen, ein Jammern und Wimmern, das einem ganz unheimlich wird. Diese Töne kommen immer näher. Schliesslich sieht man einen Mann, der mit grösster Mühe und Anstrengung eine Kuh herauf schleppt. Sobald er sie auf dem Falwegli hat, stösst er sie wieder hinunter und verschwindet dann nach wüstem, Mark durchdringendem Gelächter.

Es ist nicht zufällig, dass die fallende Kuh in den vielen Sagen dieser Art einer armen Witfrau gehört: die Schädigung der Witwen und Waisen gehört nämlich zu den «vier himmelschreienden Todsünden». Nach einer anderen Quelle soll das böswillige Vergehen, das der Sage vom Falmaaⁿ zu Grunde liegt, nicht der Hirt, sondern ein angesehen Bauer begangen haben. Seinen bürgerlichen Namen hat man nie erfahren, wohl weil man diesen aus Rücksicht auf seine Verwandtschaft nicht an die grosse Glocke hängen wollte. Man weiss aber, dass es sich um einen wohlhabenden Bauern aus dem Dorf gehandelt hat. Dieser hätte die wesentlich jüngere, hübsche und schaffige Witfrau liebend gern begehrt. Schon seit dem Tod ihres Mannes umwarb er sie unübersehbar. Die Frau lebte mit ihren Kindern in grosser Armut. Über den Verlust ihres jungen Mannes, des Er-



**Auf Altsess ver-
nimmt man in
manchen Nächten
den wilden Senn,
der mit seiner
Viehhebe und lau-
tem Gerassel über
die Hütte fährt.**

Foto Hans Jakob Reich, Salez

nährers ihrer drei Kinder, war sie nie hinweggekommen. Sie aber wollte weder vom Reichtum, noch vom wenig verführerischen und alternden Verehrer etwas wissen und hatte ihm dies auch wiederholt höflich, aber deutlich zu verstehen gegeben.

An einem der ersten Sonntage der Alpzeit war es, als jener verschmähte Verehrer sein Vieh auf Altsess visitierte, wie das sonntags üblich ist. Und ausgerechnet an jenem Sonntagabend war das junge Kühlein der Witwe nicht zum Melken erschienen und auch am andern Morgen nirgends gesichtet worden. Erst gegen den andern Mittag hin machte der sehr beunruhigt überall suchende Küher unten im Fal eine seltsame Entdeckung: eine frische Schleifspur, und bei genauerem Hinsehen eine Blutspur, der er folgte. Hinab bis zum hochgehenden, reissenden Bergbach führte sie. Dort sah er zu seinem Entsetzen ein Hinterbein des gesuchten Kühleins aus den Fluten ragen. Lange noch stand der Küher danach an der Abrutschstelle und schüttelte immer wieder verständnislos den Kopf. Das Tier war ja so behende gewesen!

Dann aber betrachtete er immer wieder den Stapel Tannenlatten, die er vor Kurzem im Fal zum Abtransport zur Hütte bereitgelegt hatte. Die Latten lagen, in der Falllinie ausgerichtet, an

jener kritischen Stelle. Und der Küher war sicher, dass er diese ganz anders gestapelt hatte. Die konnte ein Tier auch mit Herumhornen nicht so gleichmässig auf den Weg gelegt haben. Und genau an jener gefährlichsten Stelle, wo die Latten einer Rutschfalle glichen, hatte die tödliche Rutschpartie den Fal hinunter in den Bach ja angefangen. Lange schaute der Küher wieder auf die frisch geschälten Latten, die keine Frassspuren, sondern Messerspuren aufwiesen. Aus dem Verdacht wuchs wütende Gewissheit: Da hatte ein Satan im Schafspelz die Hand im Spiel! Und diesen Satan kannte er mit Namen!

Der im Vergleich zum einflussreichen Bauern armselige kleine Hirt sah keine Möglichkeit, die Tat aufzudecken und erfolgreich gerichtlich gegen den angesehenen Halunken vorzugehen. Höchstens hätte er seine Anstellung als Küher aufs Spiel und sich selber dem Verdacht ausgesetzt. Wer hätte dem armseligen Knechtlein schon geglaubt, wenn er den angesehenen Bürger eines solchen Frevels beschuldigt hätte! Um sich selber zu entlasten, hätte es dann wohl geheissen. Er war schliesslich überzeugt, dass sich der Buhler gerächt oder einen letzten Versuch gemacht hatte, die verarmte Frau in die Knie zu zwingen.

Noch Ende des gleichen Jahres aber verstarb der reiche Bauer unerwartet.

Inggarnol von Imalschüel aus: Im phantastischen Bergesinnern in unvorstellbarem Glanz verführt die Urschle unschuldige junge Äpler.

Foto Hans Jakob Reich, Salez



Im folgenden Alpsommer wurde der Küher im Altsess in der ersten hellen Mondscheinnacht kurz nach Mitternacht durch ein seltsames, Mark und Bein durchdringendes Stöhnen aufgeweckt. Er ging ans Fenster. Schliesslich zog er sich an, um vor der Hütte dem ungewohnten Ächzen nachzugehen, das weder von einem Tier noch von einem Menschen zu kommen schien. Dann stieg er dem unheimlichen Klagen nach und erkannte schliesslich unten im Fal am rauschenden Bach eine schwer arbeitende Gestalt, welche die seltsamen Rufe aussties, die selbst dem wackeren Hirten die Haare zu Berge stehen liessen.

Als sich der Äpler dem Schwerarbeiter näherte, erkannte er im Mondschein in ihm sofort den verstorbenen Bauern wieder. Dieser versuchte mühsam, aber unablässig, mit einem Strick ein Kühlein aus dem Bach zu ziehen. Doch das gelang ihm nie; immer wieder fiel der schwere Kadaver ins Wasser zurück. Da sprach der erschrockene Küher ihn endlich an, aber der Mann verschwand wie vom Erdboden, ohne seiner zu achten.

Dieses Schauspiel wiederholt sich immer in hellen Mondscheinnächten. Das Stöhnen aber konnte nur jener Küher hören. Und er hörte es noch, so lange er sommers im Altsess seinen Dienst tat. Der Küher verriet das Geheimnis

vom Falmaaⁿ vor seinem Tod der Witfrau, und diese wieder gab das Wissen an ihren ältesten Sohn weiter. So ist die Geschichte über Generationen weitergegeben worden und schliesslich zum Allgemeingut geworden.

Henne 1874, S. 96; Kuoni 1903, S. 65f.; Rhyner 1997, S. 42ff.

● Der wilde Senn

Wenn sich auf den Alpen abends spät alle ins Bett begeben und neben dem Schnarchen in den Hütten nichts mehr zu hören ist – so wird seit jeher erzählt –, kann man hie und da in mondscheinlosen Nächten den wilden Senn hören, wie er über die Hütte und durch den Scherm hindurch fährt mit seiner mächtigen Viehhabe. Wenn er jeweils knapp über den Hüttendächern seine Runden dreht, dann will das manchem nicht mehr so recht gefallen. Wie an einer richtigen Alpabfahrt hört man voraus zuerst die hellen Ziegenschellen klingeln, dann kommen die tiefen, schweren Treicheln, dann erst die hellen Kuhglocken und zum Schluss die vielen Schellen der Rinder. Ein Gerasel ist das jedesmal, das nicht mehr aufhören will.

Während des Morgenessens bei einer Tasse heisser Milch, bei Brotbrocken und saurem Käse fragte einst der Küher den Handbuben ganz trocken,

ob er in der vergangenen Nacht den wilden Senn auch gehört habe. Er müsse wieder dem Farnboden zugefahren sein und sei wohl über den Parbielergrat von Palfris her gekommen; sicher müsse er über die Imalschüeler Hütten herein und direkt auf Altsess zugezogen sein. Die schweren Treicheln habe man schon von Weitem vernommen. Dann seien sie aber schnell näher und näher gekommen, bis es so laut geworden sei, dass es einem beinahe das Gehör verschlagen habe. Als dann aber die hellen Glocken vorbeigezogen seien, habe es noch lange geschellt, bis auch das Kleinvieh drüben um das Altsesser Eggli herum, durch die Cholplätz hinaus und dem Farnboden zugefahren sei. Aber dann, auf einen Schlag, sei es wieder mucksruhig und mäuschenstill geworden.

Währenddessen löffelte der Handbub seine Milchbrocken wie wild in sich hinein und tat, als ob ihn das ganze gar nichts angehe und der Küher mit jemand ganz anderem redete. Als ihn dieser nochmals laut und deutlich fragte: «Hast du denn wirklich die letzte Nacht gar nichts gehört?», schüttelte der Bub nur den Kopf und ass fleissig weiter. Nach einer Weile, als der Zusehn den Handbuben immer noch anschaute und erfolglos auf eine Antwort wartete, wurde er wütend, gab die Fragerei auf und brummte nur noch vor sich hin.

Am Abend aber fiel der Bub auf seine Pritsche und war schon beim Fallen eingeschlafen. Er schlief die ganze Nacht wie ein Mungg, war auch am Morgen kaum zu wecken und nickte schon beim Morgenessen beinahe wieder ein. Alle am Tisch grinsten in ihre Bärte, jedenfalls diejenigen, die schon einen hatten.

Rhyner 1997, S. 49ff.

● Der Melkstuhl

Auf der Seveler Alp Altsess kam den Sennen ein Melkstuhl, so oft man ihn im Undersess einstellte, jedes Mal wieder auf den Obersess und niemand

wusste wie. Da hiess einst der Senn den Buben den Stuhl vom Obersess herabholen und versprach ihm eine schöne Glockengeiss, wenn es ihm gelinge. Der Bub lief hinauf, schlich, wie er oben ankam, zur Hütte, schaute durch eine Spalte hinein und sah auf dem Stuhl einen riesigen Mann beim Kessi sitzen und feuern. Furchtlos, wie der Bub war, rannte er in die Hütte, riss den Melkstuhl unter dem Grossen weg, welcher rücklings niederstürzte, und lief mit seiner Beute dem Undersess zu. Statt ihm aber Wort zu halten, lachte ihn der Senn aus. Da kam in der Nacht der Riesige aufs Hüttendach und rief mit schrecklicher Stimme durch die Schindeln herunter:

*«Dem Buben gehört die Glockengeiss.
Wären aber nit gewesen,
Die Hitz und der Witz
Und die Beiss, die Glockengeiss
Wär' din geblieben!»*

Im Nachsommer, als mit der Viehhabe wieder vom Obersess auf den Undersess herabgefahren worden war, hatte der Handbub in der Aufregung tatsächlich seinen Melkstuhl im Obersess irgendwo liegen gelassen. Der Senn erlaubte ihm, diesen nach dem Nachtessen zu holen. Darum war der Bub, als die Pfanne mit dem Rummues auf dem Tisch ausgeputzt, der Holzlöffel sauber abgeleckt und in der Lederschlaufe an der Wand versorgt war, als erster aufgestanden.

Schnellen Schrittes eilte er dem Obersess zu. Als er in der Nähe der Hütte anlangte, fiel ihm sofort auf, dass das Oberlid der Hüttentür geöffnet war. Er dachte zuerst, jetzt habe auch der Senn einmal etwas vergessen und nicht immer nur er, der Handbub. Es war ihm dann aber plötzlich, als ob ihm Rauchgeruch in die Nase stiege. Als er sich der Hüttentür näherte, um dort das offene Oberlid zu schliessen, sah er in der Hütte bei der Feuergrube einen Mann hocken, und zwar auf seinem, des Handbuben eigenen Melkstuhl. Der Wildfremde sass dort seelenruhig in der Hütte und machte nicht die geringsten Anstalten, seinen Hintern zu heben, – auch

nicht, als der Jüngling recht unwirsch auch noch die untere Tür aufstiess!

Der Junge wurde richtig wütend und ging auf den Fremden los, der ihm immer noch den Rücken zukehrte und seelenruhig auf dem Feuer im Muspfännchen herumrührte. Ohne zu zögern bückte er sich, packte mit beiden Händen das Melkstuhlbein und zog mit einem gehörigen Ruck dem ungebeten Gast den Höcker unter dem Hintern weg. Der Fremde war natürlich nicht darauf gefasst und lag plötzlich in seiner ganzen Länge rücklings auf dem rohen Steinboden, wo er alle Viere in die Luft streckte.

Erst als der Fremde, flink wie eine Natter, wieder auf die Beine gekommen war, sah der Handbub, welcher ein riesiger Mann vor ihm aufstand. «Nur noch hinaus zur Tür», dachte er, «und hinab mit dem Melkstuhl zum Undersess und zu den andern!» Und schon war er vor der Hütte. Der Fremde aber blieb unter der Tür stehen und rief mit tiefer Bassstimme dem Buben nach: «Du musst nicht fortrennen und auch keine Angst haben, Bursche! Ich tue dir nichts. Dein Mut hat mir sogar gefallen. Du wärst noch einer, der ein wilder Senn werden könnte – wie ich!»

Henne 1874, S. 102f., Kuoni 1903, S. 65f.; Rhyner 1997, S. 49ff.

● Die Urschle vom Inggarnol

Die ausserordentlich raue Örtlichkeit Inggarnol befindet sich am Nordwestabbruch der Alp Inarin auf etwa 1500 Metern Meereshöhe gegenüber den Hütten der Buchser Alp Imalschüel. Dort sah man einst eine Frau, die Urschle, die in dem steilen Gelände der für eine Frau sehr aussergewöhnlichen Arbeit des Wildheuens nachging. Das Gebiet ist nicht nur steinschlaggefährdet; es brauchte auch kräftige Schultern und absolute Trittsicherheit, um das Wildheu wegzubringen. Das bedeutet, dass es sich bei der Urschle zu ihren Lebzeiten kaum um eine zimperliche Dame gehandelt hat, und es ratlos erschien, sich etwas auf Distanz zu

ihr zu halten. Kaum anderswo in der Gegend berichtet man von einer Frau, die ähnlich riskante Männerarbeit geleistet haben soll. Von den gegenüberliegenden Alpen aus konnte man genau sehen, wie sie jeden Hochsommer auf den abschüssigen Wildheuplanken nicht nur das Gras mähte, sondern das Heu dann auch in Netzen verpackt auf dem Rücken und mit dem Schlitten abtransportierte. Fast ehrfürchtig berichteten daher früher die Äpler von der grossen, stämmigen Frau.

Nachts soll die Urschle in ihrer eigenen Gestalt als junges und hübsches Mädchen den unschuldigen jungen Äplern erscheinen. Sie sucht sich in der ihr wohlbekanntesten Alpenwelt im Finstern ihre schlafenden Opfer aus. Von ihrem unsichtbaren Standort im Inggarnol aus soll sie ihr sündiges Spiel treiben. Sie macht sich ihre schlafenden Opfer völlig hörig. Selbst von den aufmerksamen Hirtenhunden unbemerkt betritt sie die Schlafgemächer der Äpler. Sie entführt ihre willenlosen Opfer im Schlaf hinüber ins Inggarnol. Dort öffnet sich ein Felsenschlund, und sie tritt mit ihm ins phantastische Bergesinnere ein. Es tut sich ein Schloss in unvorstellbarem Glanz auf, und die Urschle schreitet mit dem staunenden Begleiter durch unendlich prunkvolle Räume. Dann führt sie ihr Opfer in ihr Schlafgemach. Sie nimmt ihm dort unter Todesdrohung den Schwur ab, keinem Menschen je über das Erlebte zu berichten.

Trotz dieser Warnung hielt einst ein Hirt sein Gelübde nicht und verriet sein tiefes Erlebnis schon am andern Morgen dem Senn. Noch im gleichen Spätsommer, vor der Alpabfahrt, stürzte der brave Jüngling im sogenannten Gärtli zu Tode, als er eine Geiss retten wollte, die sich dort verstiegen hatte. Jetzt fehlt das Bild von der heuenden Urschle, und trotzdem ist man in den Alphütten davon überzeugt, dass ihr Geist noch immer gegenwärtig sein muss und nachts sein Unwesen treibt.

Rhyner 1997, S. 36ff.